



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

TOM
HOLLAND
DYNASTIE

GLANZ UND ELEND DER
RÖMISCHEN KAISER
VON AUGUSTUS BIS NERO

Aus dem Englischen von
Susanne Held

Klett-Cotta

Hinweis für die Leser: Um die Lektüre und das Verständnis der Dynastie von Augustus bis Nero zu erleichtern, sei an dieser Stelle auf den *Stammbaum* der Julier und Claudier im Vorsatz, auf die *Zeittafel* (Seite 452) und die *Dramatis Personae* (Seite 455) im Anhang verwiesen.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Dynasty: The Rise and Fall of the House of Caesar«

im Verlag Little, Brown Book Group, London 2015

© 2015 by Tom Holland

Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Redaktion: Cathrine Hornung, Reutlingen

Register: Marion Winter, Esslingen

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung der Originalillustration von Gareth Blayney. Römische Goldmünze: © akg-images / Bible Land Pictures / Z. Radovan / BibleLandPictures.com

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-94853-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Katy

»at simul heroum laudes et facta parentis iam legere . . .«

*»Wenn du aber den Ruhm der Heroen und
deines Vaters Taten nun lesen kannst . . .«*

Vergil, Eklogen 4,26–27

INHALT

VORWORT	9
TEIL I PADRONE	27
1 WOLFSKINDER	28
Zeugung einer Supermacht	28
Das Große Spiel	36
Hoffnung auf einen Helden	43
2 ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT	54
»Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt«	54
Römischer Frühling	71
Die höchsten Spolien	88
The Godfather	105
3 DIE ERSCHÖPFUNG DER GRAUSAMKEIT	124
Back to the Basics	124
Familienstammbäume	138
Ars amandi – Die Liebeskunst	151
Herz der Finsternis	168
Cherchez la femme	187

TEIL II COSA NOSTRA	205
4 DER LETZTE RÖMER	206
Den Wolf bei den Ohren packen	206
Der Prinz des Volkes	224
Il Consigliere	244
Caprice	262
5 SOLLEN SIE MICH DOCH HASSEN	283
It's Showtime	283
Den Scherz zu weit getrieben	302
6 IO SATURNALIA! – EIN HOCH AUF DIE SATURNALIEN!	320
Der Herr des Hauses	320
Brot und Britannier	338
Kabale und Liebe	354
7 WELCH EIN KÜNSTLER!	371
Mamma Mia	371
Die ganze Welt ist meine Bühne	392
Die Verbrämung der Finsternis	415
Der Showdown	427
ANHANG	451
Zeittafel	452
Dramatis Personae	455
Anmerkungen	463
Liste der Karten	484
Bibliographie	485
Abbildungsnachweis	496
Danksagungen	498
Personen- und Sachregister	499

WOLFSKINDER

Zeugung einer Supermacht

Die Geschichte Roms beginnt mit einer Vergewaltigung. Eine Prinzessin, eine geweihte Jungfrau, wird überrascht und missbraucht. Von dem fatalen Zwischenfall gibt es unterschiedliche Darstellungen. Einige sagen, es sei geschehen, während sie schlief und von einem Mann wundersamer Schönheit träumte, der sie zu einer dunklen Stelle am Flussufer führte und dort verloren und allein zurückließ. Andere behaupten, sie sei während eines Gewitters heimgesucht worden, als sie in einem heiligen Hain Wasser schöpfte. Eine Geschichte weiß sogar von einem mysteriösen Phallus, welcher der Asche der königlichen Feuerstelle entsprang und nicht die Prinzessin, sondern ihre Sklavin nahm. Immerhin sind sich alle bezüglich der daraus resultierenden Schwangerschaft einig; und die meisten – abgesehen von einigen wenigen miesepetrigen Revisionisten – bezweifeln nicht, dass der Vergewaltiger ein Gott gewesen sein muss.* Mars, der Blutvergießer, hatte seinen Samen in einen sterblichen Schoß gepflanzt.

Die Folge war die Geburt zweier göttergleicher Knaben. Diese Zwillinge, Ergebnis der Schändung ihrer Mutter, waren noch kaum auf der Welt, da wurden sie auch schon in den nahen Fluss Tiber geworfen. Doch noch hatte es mit den Wundern nicht sein Bewenden. Der Korb mit den beiden Babys wurde von den Fluten des Flusses mitgenommen und dann am Fuß eines steilen Abhangs, der den Namen Palatin trug, an Land gespült. Dort, in der Mündung

* Zwei Historiker, Markus Oktavius und Licinius Macer, behaupteten, der Vergewaltiger sei der Onkel des Mädchens gewesen, der anschließend, »um das Ergebnis seines frevelhaften Tuns zu verbergen«, seine Nichte umbrachte und die neugeborenen Zwillinge an den Schweinehirten übergab.

einer Grotte, unter einem Feigenbaum, von dessen überbordenden Ästen reife Früchte niederfielen, entdeckte eine Wölfin die Zwillinge; und anstatt sie zu verschlingen, leckte die Wölfin sie sauber und bot den hungrigen Mäulchen der Kleinen ihre Zitzen an. Ein Schweinehirt wurde Zeuge der wundersamen Szene. Er kletterte den Abhang des Palatins hinunter und rettete die Jungen. Die Wölfin machte sich davon. Die beiden geretteten Jungen erhielten die Namen Remus und Romulus, und sie wuchsen zu einzigartigen Kriegern heran. Einige Jahre später sah Romulus vom Gipfel des Palatin zwölf Adler: ein sicheres Zeichen der Götter, dass er dort auf dem Hügel die Stadt gründen sollte, die für alle Zeiten seinen Namen tragen würde. Er war der Erste, der als König über Rom herrschte.

Das war jedenfalls die Geschichte, die Jahrhunderte später vom römischen Volk erzählt wurde, um die Ursprünge Roms und das einfach wundersame Ausmaß seiner kriegerischen Erfolge zu erklären. Wenn Nicht-Römer diese Geschichte hörten, dann fanden sie sie mit Sicherheit nur allzu einleuchtend. Dass Romulus von Mars, dem Gott des Krieges, gezeugt und von einer Wölfin gesäugt wurde, erklärte denjenigen, die mit seinen Nachfahren in empfindlich unmittelbaren Kontakt kamen, vieles über den Charakter der Römer.¹ Sogar ein Volk wie die Makedonier, die unter Alexander dem Großen selbst ein riesiges Reich erobert hatten, das sich fast bis zum Aufgang der Sonne erstreckte, wussten, dass die Römer ein Menschenschlag waren, der sich deutlich von anderen unterschied. Eine kurzer Eröffnungskampf mit unentschiedenem Ausgang, ausgetragen im Jahr 200 v. Chr., hatte gereicht, um das klarzumachen. Fünf Jahrhunderte und mehr waren seit der Zeit des Romulus vergangen – und dennoch haftete den Römern, so der Eindruck ihrer Gegner, etwas von der schaurigen Qualität von Kreaturen an, die vom Mythos ausgebrütet waren. Als die Makedonier ihre Toten vom Schlachtfeld bargen, waren sie völlig entsetzt von dem Gemetzel, das sich dort abgespielt haben musste. Von römischen Schwertern verstümmelte, zerstückelte Leichen hatten die Erde mit Blut getränkt. Arme mitsamt Schulter, abgeschlagene Köpfe, in stinkenden Pfützen schwimmende Eingeweide: Alles zeugte von einem Ausmaß an Gewalttätigkeit, das mehr tierisch als menschlich war. Man kann es den Makedoniern nicht verdenken, dass sie an jenem Tag »angesichts der Art von Waffen und dem Menschenschlag, dem sie sich entgegenstellen mussten«, in Panik gerieten.² Die Angst vor Werwölfen war schließlich für zivilisierte Völker etwas völlig Normales. Die Wolfsnatur der Römer, die Andeutung von Klauen unter ihren Finger-

nägeln und das gelbe Glitzern in ihren Augen, war etwas, das die Völker im Mittelmeerraum und darüber hinaus als Tatsache hinzunehmen gelernt hatten. »Sie geben ja selbst zu, dass ihre Gründer mit der Milch einer Wölfin genährt wurden!« So der verzweifelte Schlachtruf eines Königs, bevor auch sein Reich dem Untergang anheimfiel. »Was kann man anderes erwarten, als dass sie alle in der Brust das Herz eines Wolfs haben. Ihr Blutdurst und ihre Habgier sind unersättlich. Ihre Gier nach Macht und Reichtümern kennt keine Grenzen!«³

Naturgemäß sahen die Römer die Sache etwas anders. Sie waren überzeugt, dass die Götter selbst ihnen die Herrschaft über die Welt in die Hand gegeben hatten. Der römische Genius war geschaffen, um zu herrschen. Natürlich gab es andere, die auf anderen Gebieten Herausragendes leisteten. Wer konnte es beispielsweise mit den Griechen aufnehmen, wenn es um die Bearbeitung von Bronze oder Marmor, die Erkundung der Sterne oder die Abfassung von Sexhandbüchern ging? Die Syrer waren hervorragende Tänzer; die Chaldäer brillierten als Sterndeuter, und die Germanen als Leibwächter. Aber nur das römische Volk verfügte über die Gaben, die nötig waren, um ein Weltreich zu erobern und an der Macht zu bleiben. Was sie vollbracht hatten, hatte keine Argumente nötig. In der Kunst, die Unterdrückten zu verschonen und die Hochmütigen zu vernichten, konnte ihnen keiner das Wasser reichen.

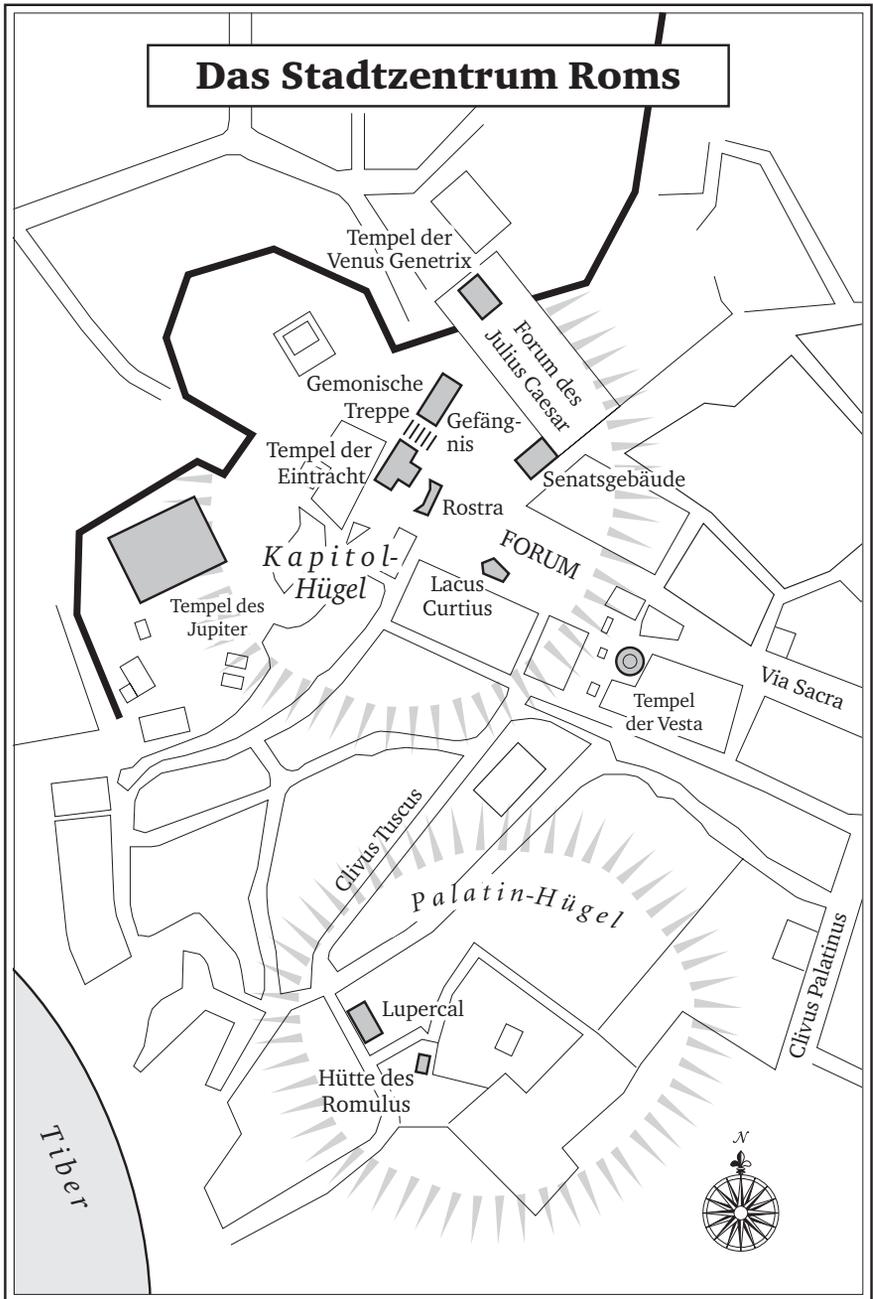
Die Wurzeln dieser Größe, davon waren sie überzeugt, reichten zurück bis zu ihren frühesten Anfängen. »Das Wesen Roms liegt in den alten Gebräuchen der Stadt und in der Qualität ihrer Männer begründet.«⁴ Von Anbeginn war der Maßstab für die Tapferkeit der Stadt die Bereitschaft ihrer Bürger, alles für das Gemeinwohl zu opfern – auch ihr Leben. Als Romulus um seine Gründung eine Mauer gebaut und eine Furche – das *pomerium* – gezogen hatte, um alles innerhalb dieses Bereichs als dem Jupiter, König der Götter, geweihten Boden zu heiligen, da wusste er, dass mehr nötig war, um Rom wahrhaft unüberwindbar zu machen. Remus, sein Zwillingsbruder, hatte sich bereitwillig selbst als Menschenopfer dargebracht. Er übersprang die Grenze und wurde mit einem Spaten erschlagen; »und dadurch, mit seinem Tod, hatte er die Befestigungen der neuen Stadt eingeweiht.«⁵ Die Uerde, der erste Mörtel zur Errichtung Roms, war gedüngt mit dem Blut des Sohns des Kriegsgottes.

Remus war der Erste, der sein Leben hingab für das Wohl der Stadt – und natürlich nicht der Letzte. Fünf Könige folgten Romulus auf dem römischen Thron nach; und als der sechste, Tarquinius der Stolze, sich als grausamer

Tyrann entpuppte, der seinem Beinamen nur allzu gerecht wurde, setzten seine Untertanen ihr Leben aufs Spiel und empörten sich gegen ihn. Im Jahr 509 v. Chr. wurde die Monarchie ein für allemal abgeschafft. Der Anführer der Rebellion, Brutus, ein Neffe des Tarquinius, nötigte das Volk von Rom, einen kollektiven Eid zu schwören, »dass sie es niemals mehr einem Mann allein erlauben würden, in Rom zu herrschen«. Von diesem Zeitpunkt an war »König« das verpönte Wort in ihrem politischen Vokabular. Nun waren sie nicht länger Untertanen, sondern sie galten als *cives*, »Bürger«. Endlich stand es ihnen frei zu zeigen, was in ihnen steckte. »In der nun folgenden Zeit fingen alle an, sich hervorzutun und ihre geistigen Fähigkeiten freier zu entfalten. Einem Alleinherrscher ist ja der Tüchtige stets verdächtiger als der Untaugliche, und immer ist ihm fremdes Verdienst Grund zu Befürchtungen.«⁶ In einer Stadt, die vom eifersüchtig-argwöhnischen Blick des Monarchen befreit war, war es nicht mehr nötig, die Sehnsucht der Bürger nach Ruhm zu verbergen. Nun war der Ruhm des römischen Volkes der Maßstab wahren Erfolgs. Wollte er nicht die Verachtung seiner Mitbürger auf sich ziehen, war noch der niedrigste Bauer verpflichtet, seine Aufgaben als Bürger zu schultern und sich als Mann – als *vir* – zu beweisen.

Virtus, die Qualität eines *vir*, war das höchste römische Ideal: diese glänzende Verschmelzung von Tatkraft und Mut, in der die Römer selbst ihre größte Stärke sahen. Dem pflichteten sogar die Götter bei. Im Jahr 362 v. Chr., eineinhalb Jahrhunderte nach dem Sturz von Tarquinius dem Stolzen, ereignete sich im Zentrum Roms ein grauenhaftes Omen. Unterhalb des Palatin, auf dem gepflasterten Platz des sogenannten Forums, tat sich eine gähnende Erdspalte auf. Nichts hätte geeigneter sein können, um die Herzen der Römer in Angst und Schrecken zu versetzen. Das Forum war Dreh- und Angelpunkt des Lebens der Bürger. Hier richteten Staatsmänner ihre Reden an das Volk, hier sprachen Magistrate Recht, hier verkauften Händler ihre Waren, hüteten Jungfrauen, die dem Dienst der Vesta, Göttin des Herdfeuers, geweiht waren, eine ewige Flamme. Dass sich an einem für das römische Leben so fundamental bedeutsamen Ort ein Tor zur Unterwelt auftat, kündigte eindeutig Fürchterliches an: den Zorn der Götter.

Und tatsächlich – ein Opfer wurde gefordert: »Das Kostbarste, was Ihr besitzt.«⁷ Und was war Roms kostbarster Besitz? Die Frage hatte allgemeines Kopfzerbrechen zur Folge – bis schließlich ein junger Mann namens Marcus Curtius das Wort ergriff. Mannhaftigkeit und Mut, so seine Worte an seine Mit-



bürger, seien die größten Reichtümer, die das römische Volk besitze. Und dann bestieg er in voller Rüstung sein Pferd, gab ihm die Sporen und stürmte auf den Abgrund zu. Galoppierte über den Rand. Und er und sein Pferd stürzten zusammen in die Tiefe. Wie nicht anders zu erwarten, schloss sich der Spalt. Ein Teich und ein einzelner Olivenbaum blieben zurück, die den Ort markierten und die Erinnerung an einen Bürger bewahrten, der sich geopfert hatte, damit seine Mitbürger weiterlebten.

Das römische Volk hielt dieses Ideal des Gemeinwohls so hoch, dass der entsprechende Begriff – *res publica* – als Kürzel für seine gesamte Regierungsform diente. Es inspirierte die brennende Sehnsucht des einzelnen Bürgers nach Ehre, seine Entschlossenheit, Körper und Geist im Schmelztiegel von Widrigkeiten zu erproben und aus jeder Feuerprobe triumphierend hervorzugehen. Verbunden damit war ein eisernes Pflichtbewusstsein. Für die Nachbarn der Republik waren die Folgen durchweg verheerend. 200 v. Chr., als die Makedonier zum ersten Mal die wölfische Wildheit kennenlernten, derer die römischen Legionen fähig waren, war Rom bereits die Herrin des westlichen Mittelmeerraums. Zwei Jahre zuvor hatten Roms Truppen der einzigen Macht, die sich angemaßt hatte, ihr diesen Rang streitig zu machen, den finalen Schlag versetzt: Karthago, ein Zentrum von Handelsfürsten an der Küste Nordafrikas. Roms Sieg war ein epochaler Triumph gewesen. Der tödliche Kampf zwischen den beiden Städten hatte sich in wechselnder Intensität über mehr als sechzig Jahre hingezogen. Der Krieg war bis vor die Tore der Stadt Rom selbst vorgedrungen. Italia schwamm in Blut. »Die ganze Welt erbebte, vom Kriegsgeräusch erschüttert.«⁸ Letztlich aber, nach einer Zeit der Prüfung, die jedes andere Volk dazu getrieben hätte, inständig um Frieden zu betteln, waren die Sieger aus dem Geschehen so kampfgestählt hervorgegangen, als bestünden sie gänzlich aus Eisen. Es konnte von daher auch nicht überraschen, dass selbst die Erben Alexanders des Großen es nicht schafften, sich den Legionen zu widersetzen. Ein König nach dem anderen im Bereich des östlichen Mittelmeers war vor den römischen Magistraten in die Knie gezwungen worden. Im Vergleich zu einer freien, disziplinierten Republik war die Monarchie offensichtlich in einen beträchtlichen Rechtfertigungszwang geraten. »Unsere Gefühle werden von unserem Geist beherrscht.« Das teilte man den Gesandten eines besiegten Königs mit strengem Ernst mit. »Dieser ändert sich nie – gleichgültig, was uns das Schicksal beschert. Widrigkeiten ist es nicht gelungen, uns zu bedrücken, und genauso wenig wurden wir von Erfolg aufgeblasen.«⁹

Der Mann, der diese Worte äußerte, Publius Cornelius Scipio, wusste aufgrund seiner Position natürlich, wovon er sprach. Er war ein Ausbund an Erfolg. Sein Beinamen »Africanus« legte überdeutlich Zeugnis von der Rolle ab, die er als Sieger über Roms tödlichsten Feind gespielt hatte. Er war es gewesen, der den Karthagern Spanien entwunden, sie in ihrem eigenen Hinterhof geschlagen und schließlich so weit gebracht hatte, entwürdigendste Friedensbedingungen anzunehmen. Wenige Jahre später erschien der Name des Scipio als glänzender Erster auf der Liste der bedeutendsten Bürger. Das war in einer Gesellschaft wie der römischen eine unvergleichliche Ehre. Das römische Volk war geradezu besessen von hierarchischer Ordnung. Jeder wurde entsprechend einer gleitenden Rangskala eingestuft. Der Status eines Bürgers wurde mit strenger Präzision bestimmt. Anhand von Vermögen, Familie und Leistung wurde genau festgelegt, wo jeder einzelne Römer innerhalb des anspruchsvollen Klassensystems der Republik stand. Selbst in den obersten gesellschaftlichen Rängen wurden Statusfragen akribisch kontrolliert. Die höchstrangigen Bürger gehörten einer eigenen exklusiven Ordnung an: dem Senat. Die Mitgliedschaft setzte außer Reichtum und sozialem Ansehen eine gewisse Anzahl von Jahren im Amt als Magistrat voraus; erst dann war ein Mann qualifiziert, auch als Schiedsrichter über Roms Schicksal zu befinden. Die Entscheidungen der Senatoren waren so heikel und so einflussreich, dass »viele Jahrhunderte lang kein Senator ein Wort davon in der Öffentlichkeit verlauten ließ«. ¹⁰ Wenn also ein Politiker sich in diesem Kreis nicht Gehör verschaffen konnte, hätte er genauso gut stumm sein können. Doch das Recht eines Senators, das Wort an seine Kollegen zu richten, verstand sich nicht von selbst. In einer Debatte wurden als erstes die Männer aufgerufen, die sich aufgrund ihrer Herkunft, ihres moralischen Rufs und dessen, was sie im Dienst des Staats geleistet hatten, das meiste Ansehen verschafft hatten. Diese Qualität bezeichneten die Römer als *auctoritas*, und indem die Republik Scipio auf dem ersten Platz der Rangliste ihrer Bürger einordnete, stützte sie das an sich schon gewaltige Gewicht seiner Autorität. Der Eroberer Karthagos hatte, so die einhellige Meinung, »einzigartigen, überwältigenden Ruhm erlangt«. ¹¹ Man war sich einig, dass Scipio Africanus selbst unter den leistungsstärksten Männern Roms keinen Rivalen hatte. Er war der *Princeps Senatus*, »der erste Mann des Senats«.

Doch in dieser Vorrangstellung lauerte Gefahr. Es war unvermeidlich, dass der Schatten, den Scipio über seine Mitbürger warf, Feindseligkeit provozierte. Die Devise der Republik lautete nach wie vor: Kein einzelner Mann sollte als

Oberster in Rom herrschen. Für das römische Volk weckte allein schon der öffentliche Auftritt eines Magistrats Erinnerungen an die gefährlichen, verführerischen Fallstricke der Monarchie. Das Purpur, das seine Toga säumte, war ursprünglich die Farbe des Königtums gewesen. »Liktoren« – Leibwächter, deren Pflicht es war, dem Magistrat den Weg durch die Menge seiner Mitbürger freizumachen – hatten einst ebenso Tarquinius den Stolzen eskortiert. Das Rutenbündel mit Beil, das jeder Liktör auf der Schulter trug – es wurde als *fascis* bezeichnet –, symbolisierte Autorität in einem einschüchternd königlichen Ausmaß: das Züchtigungsrecht und das Recht, die Todesstrafe zu verhängen.* Eine solche Machtfülle war furchterregend und heimtückisch. Nur wenn äußerste Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden, konnte man einer Person in einer freien Republik eine solche Machtfülle überlassen. Deshalb waren nach dem Sturz der Monarchie die Befugnisse des vertriebenen Königs nicht auf einen einzigen, sondern auf zwei Magistrate übertragen worden: auf die Konsuln. Wie starker Wein musste der Glanz des Konsulats und der unsterbliche Ruhm, den es demjenigen eintrug, der es innehatte, zunächst einmal vorsichtig verdünnt werden. Nicht nur konnte man sich darauf verlassen, dass jeder Konsul ein wachsames Auge auf seinen Kollegen hatte, sondern das Konsulat war auch auf ein einziges Jahr beschränkt. Der Ruhm, den Scipio genoss, konnte dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass er solche Beschränkungen geflissentlich ignorierte. Selbst die bedeutendsten unter den gewählten Magistraten der Republik konnten nicht umhin, sich im Verhältnis zu ihm herabgesetzt zu fühlen. Und so kam es, dass sich im Senat ein immer deutlicheres Murren gegen den *Princeps* vernehmen ließ.

Tatsächlich stieß solch verführerischer Glanz in der Republik immer auf tiefsten Argwohn. Was das römische Volk von seinen Politikern erwartete, waren Falten im Gesicht und Abgeklärtheit im Auftreten. Allein schon der Begriff »Senator« leitete sich von dem lateinischen Wort für »alter Mann« ab. Der kometenhafte Aufstieg Scipios dagegen hatte bereits in skandalös jungem Alter begonnen. Er war erst 26 Jahre alt gewesen, als man ihm das Oberkommando gegen die Karthager in Spanien übertragen hatte. Nur fünf Jahre später wurde er zum ersten Mal Konsul. Selbst seine Erhebung zum *Princeps Senatus* war in einem Alter erfolgt, in dem andere Senatoren, die weit

* Das Beil trugen die Liktoren nicht innerhalb der Stadtgrenzen Roms; diese Regelung symbolisierte das Recht der Bürger, gegen ein Todesurteil Einspruch zu erheben.

unter ihm in den Niederungen des Erfolgs herumkrebsten, sich noch um Juniormagistraturen bemühten. Eine blendende Eroberungskarriere hinzulegen, bevor die Wangen erschlafften, war natürlich genau das, was Alexander so eindrücklich vorgemacht hatte. Gekränkte Senatoren konnte diese Parallele kaum beruhigen. Schließlich war Alexander nicht nur ein Ausländer, sondern darüber hinaus auch noch ein König gewesen. Das übermenschliche, geradezu göttliche Ausmaß seines Ehrgeizes war berühmt, doch für viele Senatoren war es ein unerfreulicher Gedanke, dass der selbstgemachte Aufstieg einer so verstörenden Gestalt von einem Mann aus den eigenen Reihen nachgeäfft wurde. Man behauptete, Scipio sei von einer Schlange gezeugt worden; er habe seinen Sieg in Spanien dem rechtzeitigen Beispringen eines Gottes zu verdanken; er müsse nachts nur das Forum überqueren, und sämtliche Hunde würden aufhören zu bellen. Vielleicht war er der Princeps, aber Geschichten dieser Art ließen auf einen Status schließen, der den Rahmen ganz klar sprengte.

Und der insofern natürlich untragbar war. Im Jahr 187 v. Chr., als Scipio von einem Feldzug im Osten zurückkehrte, warteten seine Feinde schon auf ihn. Man beschuldigte ihn der Unterschlagung. Scipio zerfetzte vor den Augen des Senats seine Rechnungsunterlagen und erinnerte seine Ankläger empört an all die Reichtümer, die er für Rom erworben hatte. Bewirken konnte er damit nichts. Statt die Demütigung eines Schuldspruchs zu riskieren, zog der Princeps es vor, sich endgültig auf sein Landgut zurückzuziehen. Dort starb er im Jahr 183 v. Chr. als gebrochener Mann. Das Grundprinzip des politischen Lebens in der Republik war an seinem Beispiel unbarmherzig statuiert worden: »Kein Bürger darf ein so hohes Ansehen gewinnen, dass er nicht mehr von den Gesetzen in Frage gestellt werden kann.«¹² Nicht einmal ein Mann von der Größe eines Scipio Africanus hatte es letztlich geschafft, dieses Prinzip anzutasten.

Wolfsbrut hin oder her – die Zukunft der Römer, ihrer Republik und ihrer Freiheiten schien jedenfalls gesichert.

Das Große Spiel

Aber stimmte das überhaupt?

Scipio hatte sich den Gesetzen der Republik unterworfen – so weit, so gut. Allerdings deutete allein schon die Wirkmächtigkeit seines Charismas darauf hin, dass die Entwicklung der Republik zur Supermacht womöglich nicht frei

von Fallstricken war. Scipios Gegner hatten sich in halsstarrigem Provinzialismus gefallen. Für sie stand außer Frage, dass die alten römischen Sitten die besten waren. Allerdings zeichneten sich bereits die Grenzen einer derart konservativen Einstellung ab. Insofern war Scipio lediglich ein Vorreiter. Das zunehmende Gewirr der diplomatischen Verpflichtungen Roms, die unüberbietbare Schlagkraft seiner Legionen und seine strikte Weigerung, auch nur die geringsten Anzeichen mangelnden Respekts zu dulden, all das brachte für seine führenden Bürger auch Versuchungen von buchstäblich globalem Ausmaß mit sich. Gut ein Jahrhundert nach Scipios Tod erlangte ein neuer Liebling des römischen Volkes so viel Ruhm und Reichtum, dass er damit noch die kühnsten Träume früherer Generationen bei Weitem übertraf. Pompeius Magnus – »Pompeius der Große« – konnte sich eines Werdegangs rühmen, in dem sich ungesetzliches Tun und Selbstverherrlichung zu unerhörter Wirkung verbanden. Im Alter von 23 verfügte er bereits über eine eigene Privatarmee. Es folgten mehrere glanzvolle und einträgliche Führungsaufträge. Der Mann, der früher den Beinamen »der jugendliche Schlächter« geführt hatte,¹³ musste sich nicht mit den Mühsalen einer herkömmlichen Laufbahn abgeben. Zur allgemeinen Verblüffung hatte er es geschafft, im zarten Alter von 36 Jahren zum ersten Mal Konsul zu werden, ohne je dem Senat angehört zu haben.

Und weitere Ungeheuerlichkeiten sollten folgen. Die Anstandsregeln der Republik wurden nonchalant ignoriert. Im Jahr 67 v. Chr. wurde Pompeius ein Kommando übertragen, das erstmals den gesamten mediterranen Raum umfasste. Ein Jahr später legte er noch eins drauf, indem er *carte blanche* erhielt, direkt über immense Gebiete zu bestimmen, die verlockenderweise noch gar nicht annektiert worden waren. Der Osten von Kleinasien beziehungsweise Asia Minor – so nannten die Römer den vorderasiatischen Teil der heutigen Türkei – und ganz Syrien wurden eingenommen. Pompeius wurde als »Eroberer sämtlicher Völker« gepriesen.¹⁴ Als er im Jahr 62 v. Chr. schließlich nach Italia zurückkehrte, brachte er mehr mit als nur Ruhm. Könige standen unter seinem Schutz, und Königreiche mussten sich von ihm ausbeuten lassen. Seine Legionen waren nicht der Republik treu, sondern dem Mann, der ihnen den Osten zum Ausschlachten überlassen hatte: ihrem triumphierenden Feldherrn, ihrem *Imperator*. Pompeius selbst war kein Mann falscher Bescheidenheit: Bei seinem Ritt durch die Straßen Roms präsentierte und brüstete er sich im Umhang Alexanders des Großen.

Keiner, auch nicht der halsstarrigste Konservative, konnte seine Vorrang-

stellung leugnen. »Ein jeder billigte seinen unangefochtenen Status als Princeps.«¹⁵ Im Unterschied zu Scipio verdankte Pompeius diesen Titel nicht irgendeiner Wahl des Senats. Vielmehr hing seine *auctoritas* wie der Weihrauch, den er in knarrenden Wagenzügen aus dem Osten mitgebracht hatte, gleich einem dichten, wohlriechenden, ungreifbaren Nebel über Rom. Die Länge und Reichweite der Feldzüge des Pompeius hatten die traditionellen Rhythmen des politischen Lebens der Republik ad absurdum geführt. Der Gedanke, seine Befehlsmacht mit einem anderen zu teilen oder sie auf jeweils nur ein Jahr beschränken zu lassen, war Pompeius nie in den Sinn gekommen. Was war denn schon der Senat, dass er sich anmaßte, den »Weltenbändiger« zu behindern?¹⁶ Pompeius hatte seine Siege nicht trotz, sondern aufgrund seiner Gesetzesübertretungen errungen. Was daraus folgte, war höchst verstörend. Gesetze, die Rom in den Jahren seines Provinzialismus gute Dienste geleistet hatten, begannen nun, da Rom die Welt beherrschte, merklich zu wackeln. Die Könige, die gebeugten Hauptes im Triumphzug des Pompeius vorgeführt wurden, machten deutlich, welch schwindelerregende Aussichten sich dem Bürger boten, der bereit war, die altehrwürdigen Sicherheitsvorkehrungen gegen die Monarchie über Bord zu werfen. Roms Größe wurde von seinen Bürgern lange Zeit als Frucht ihrer bürgerlichen Freiheit angesehen und geschätzt, doch nun schien eben diese Größe die Republik mit der Zersetzung ihrer Freiheiten zu bedrohen.

Aber Pompeius hatte trotz seiner offensichtlichen Stärke überhaupt nicht die Absicht, sich seinen Mitbürgern mit vorgehaltenem Schwert aufzuzwingen. Zwar hatte er schon immer nach Macht und Ruhm gegiert, doch es gab Grenzen, die nicht einmal er überschreiten wollte. Eine Herrschaft, die nicht auf der Zustimmung seiner Standesgenossen beruhte, war eine Herrschaft, die anzustreben sich nicht lohnte. Militärische Willkür kam nicht in Frage. In der Republik gab es Größe nur im Rahmen der Anerkennung durch den Senat und das Volk von Rom. Pompeius wollte alles. Und das machte ihn angreifbar. Zwar waren seine Feinde zu eingeschüchert von den Mitteln, die dem neuen Princeps zur Verfügung standen, als dass sie Anklage gegen ihn erhoben hätten. Aber sie konnten ihm ihre Mitarbeit verweigern. Das Ergebnis war Stillstand. Zu seinem Schreck und seiner Entrüstung sah Pompeius, wie seine Vorstöße im Senat blockiert, seine Abmachungen nicht ratifiziert, seine Leistungen belächelt und kleingeredet wurden. Die übliche Politik? Die Feinde des Pompeius wagten zu hoffen. Die alte Konstante der Republik hatte offenbar immer noch

ihre Gültigkeit: Mochte einer auch noch so anmaßend sein, früher oder später würde er einen Dämpfer bekommen.

Ein paar der schärfsten Rivalen des Pompeius nahmen die Krise wahr, in der sich ihre Stadt befand, wenngleich sie nicht weniger skrupellos und gierig dagegen vorzugehen gedachten. Genau wie bei den anderen Senatoren rief der Auftritt eines Mitbürgers, der sich den prächtigen Osten als Lehen unter den Nagel gerissen hatte, bittere Gefühle der Eifersucht und Sorge bei ihnen hervor. Sie sahen allerdings darüber hinaus ein neues Zeitalter berauschender Möglichkeiten heraufdämmern. Der Gipfel des Ehrgeizes eines Römers war nicht mehr nur das Konsulat. Es entstand nun der Wunsch, die Kapazität, welche die Institutionen der Republik boten, zu überschreiten. Belohnungen von schwindelerregendem Ausmaß rückten in verführerische Nähe: »das Meer, das Land, der Lauf der Sterne«.¹⁷ Man brauchte nur den Mut, die Hand auszustrecken und nach ihnen zu greifen.

Im Jahr 60 v. Chr., als die Feinde des Pompeius nicht aufhörten zu fauchen und nach den Fersen des großen Mannes zu schnappen, planten zwei der begradetsten Strippenzieher Roms ein Manöver von monumentaler Kühnheit. Marcus Licinius Crassus und Julius Caesar waren Männer, deren Neid auf den Princeps nur von ihrer Entschlossenheit übertroffen wurde, ihm nachzueifern. Beide hatten gute Gründe, sich Großes vorzunehmen. Crassus saß schon seit langer Zeit wie eine Spinne im Herzen eines monströsen Netzes. Die *auctoritas* des erfahrenen Feldherrn und ehemaligen Konsuls hatte bei aller Brillanz auch ihre Schattenseiten. Wie Pompeius hatte er erkannt, dass die sichersten Quellen der Macht in Rom nicht mehr dieselben waren wie früher. Obwohl er auf der Bühne des öffentlichen Lebens durchaus zu Hause war, lag seine eigentliche Begabung darin, hinter den Kulissen die Fäden zu ziehen. Er war reicher, als man sich das in Rom überhaupt vorstellen konnte, und sein einziger beständiger Charakterzug war sein grenzenloser Opportunismus. Crassus hatte seinen anscheinend unerschöpflichen Reichtum dafür verwendet, eine ganze Generation karrieresüchtiger Männer zu umgarnen. Die meisten mussten, wenn sie seinen Kredit erst einmal angenommen hatten, später feststellen, dass es unmöglich war, sich aus dieser Abhängigkeit zu befreien. Es musste schon ein Mann von seltenem politischen Talent kommen, um diesen Fängen zu entkommen und sich als eigenständiger Akteur zu profilieren.

Ein solcher Mann war Caesar. Im Jahr 60 v. Chr. war er vierzig Jahre alt: Nachkomme einer alten Familie, deren Ruhm allerdings verblasst war, be-

rüchtigt für seinen üppig-dandyhaften Lebensstil und massiv verschuldet. Niemand – nicht einmal seine Feinde, und derer gab es viele –, konnte seine Talente leugnen. Charme verband sich mit Rücksichtslosigkeit, Elan mit Zielstrebigkeit zu einer wirkungsvollen Mischung. Zwar war er Crassus – von Pompeius ganz zu schweigen – an Mitteln und Ansehen unterlegen; was Caesar den beiden Männern allerdings bieten konnte, war sein Zugriff auf die offiziellen Zügel der Macht. Im Jahr 59 wurde ihm die Aufgabe übertragen, als einer der beiden gewählten Konsuln der Republik zu dienen. Natürlich fiel es ihm aufgrund der Rückenstärkung durch Pompeius und Crassus und aufgrund seiner eigenen unglaublichen Fähigkeit zu cooler Gelassenheit nicht schwer, seinen Konsulskollegen kaltzustellen, und sei es noch so illegal. Das Konsulat entwickelte sich faktisch zu dem von »Julius und Caesar«. ¹⁸ Er und seine beiden Verbündeten waren in der Lage, einen ganzen Maßnahmenkatalog in ihrem Sinne durchzudrücken. Pompeius, Crassus, Caesar: Es war absehbar, dass sie allesamt prächtig von ihrem Dreierbund profitieren würden.

Und so kam es dann auch. Nachfolgende Generationen sahen in der Geburt dieses »Triumvirats« den Anfang einer verhängnisvollen Entwicklung, die auf »die Bildung einer Verschwörung« hinauslief, mit dem Ziel, »die Republik mattzusetzen«. ¹⁹ Tatsächlich taten die drei Dynasten nichts anderes, als was politische Schwergewichte seit Jahrhunderten betrieben hatten. Schon immer war es bei den politischen Angelegenheiten Roms um die Bildung von Bündnissen und das Niedermachen von Rivalen gegangen. Dennoch stellte das Konsulat von »Julius und Caesar« eine fatale Wegmarke in der Geschichte Roms dar. Als Caesars Schergen einen Eimer mit Exkrementen über den Rivalen im Konsulsamt ausgossen, seine Likatoren verprügelten und den erniedrigten Mann praktisch in den Ruhestand zwangen, da läutete das ein Jahr von so unverfrorenen Gesetzeswidrigkeiten ein, dass es unter den Konservativen niemanden mehr gab, der das je würde vergessen oder vergeben können. Dass Caesars zweifelhafte Geschäfte den Interessen seiner beiden Verbündeten ebenso nützten wie seinen eigenen, änderte nichts daran, dass man in ihm, dem Konsul, den Hauptverantwortlichen sah. Seine Feinde waren nun wild entschlossen, ihn zu vernichten. Und Caesar war nicht weniger wild entschlossen, sich einen Platz ganz oben zu erkämpfen.

Es war daher verständlich, dass er sich noch während seiner Zeit als Konsul die glänzendste Versicherungspolice überhaupt reservierte: eine Statthalter-schaft ungeheuerlichen Ausmaßes. Im Frühjahr 58 begab sich Caesar in den

Norden, um das Kommando über gleich drei Provinzen zu übernehmen: eine auf dem Balkan, eine direkt an der Nordgrenze Italias und eine jenseits der Alpen im südlichen Gallien. Hier war er vor seinen Feinden völlig sicher. Es war verboten, einen Magistraten des römischen Volks vor Gericht zu stellen, und Caesars Statthalterschaft war auf eine Dauer von fünf Jahren festgelegt worden – aus verfassungsrechtlicher Sicht ein skandalöser Vorgang. Letztlich verdoppelte sich der Zeitraum sogar noch.

Auch wenn Caesar der Juniorpartner von Pompeius und Crassus war, so gelang es doch keinem der beiden, das Bündnis für die eigenen Interessen so wirksam zu nutzen wie der Statthalter Galliens. Ein Jahrzehnt gegen jegliche Strafverfolgung immun zu sein war indes lediglich der Anfang. Ebenso wertvoll waren die Möglichkeiten, die sich nun auftaten, um persönlichen Ruhm zu erringen. Jenseits der Alpen, an den Grenzen römischer Macht, lag die Wildnis der *Gallia Comata*, des »langhaarigen Gallien«. Hier wimmelte es nur so von Barbaren: halb nackten, stachelhaarigen Kämpfern, die gern die Köpfe ihrer Feinde auf Pfähle spießten und Alkohol unverdünnt zu sich nahmen. Jahrhundertlang waren sie die Verkörperung der finstersten Alpträume der Republik gewesen; Caesar jedoch – kühn, brillant, in souveräner Missachtung der Gesetze – war kaum in Gallien eingetroffen, da machte er sich auch schon daran, die ganze Bande zu erobern. Seine Feldzüge waren schlichtweg vernichtend. Es heißt, in ihrem Verlauf seien eine Million Menschen umgekommen. Eine weitere Million wurde versklavt. Ein Jahrzehnt lang versank Gallien in Blut und Feuer. Gegen Ende von Caesars Statthalterzeit waren sämtliche Stämme zwischen Rhein und Atlantik von seinem Schwert bezwungen. Selbst die Germanen und die Britannier, Wilde am Rand der Welt, deren Kühnheit ebenso sprichwörtlich wie exotisch war, hatten gelernt, die römischen Waffen zu fürchten. In der Hauptstadt waren währenddessen Caesars Mitbürger völlig außer sich vor Begeisterung angesichts der überbordenden Freigiebigkeit ihres neuen Helden und der sensationellen Berichte über seine Taten. Caesar selbst, ruhm- und beutegesättigt und mit einem Heer kampfgestählter Legionen im Rücken, hatte sich bis zum Jahr 50 v. Chr. eine *auctoritas* erstritten, die sich mit der des Pompeius durchaus messen konnte. Seinen Feinden im Senat, welche die Tage zählten, die noch vergehen mussten, bis er endlich seine Statthalterschaft abgeben musste, war jetzt klar wie nie zuvor, dass sie ihre Chance auf gar keinen Fall verpassen durften.

Für Caesar, den Eroberer Galliens, war die Aussicht, von einer Horde klein-

geistiger Neider durch die Gerichtsinstanzen gejagt zu werden, völlig inakzeptabel. Anstatt sich eine solche Erniedrigung gefallen zu lassen, wollte er nahtlos von seinem Posten als Statthalter in eine zweite Amtszeit als Konsul überwechseln. Um das zu bewerkstelligen, brauchte er jedoch Verbündete – und während seiner Abwesenheit hatte sich vieles geändert. Das Triumvirat war immer schon lediglich so stark wie seine drei Beine, und im Jahr 50 v. Chr. gab es eines dieser Beine nicht mehr. Vier Jahre zuvor war Crassus nach Syrien aufgebrochen. Unbedingt wollte er denselben Ruhmespfad einschlagen wie Pompeius und Caesar und hatte sich daher den Oberbefehl über einen Feldzug gegen die Parther verschafft, das einzige Volk im Osten, das noch so anmaßend war, sich der römischen Vormacht zu widersetzen. Der Feldzug versprach eine Ausbeute, die sogar Roms geldgierigsten Mann zufriedenstellen würde. Die Parther herrschten über ein sagenhaft reiches Gebiet. Es erstreckte sich vom Indischen Ozean, jenem »an Perlen reichen Meer«,²⁰ über das Hochland Persiens, wo sich, so war aus zuverlässigen Quellen zu erfahren, ein Berg aus reinem Gold erhob, bis nach Mesopotamien, dem Land, auf dessen wimmelnden Märkten unvorstellbare Luxusgüter – Seide, Duftöle und Gefäße aus wohlriechenden Hölzern – angeboten wurden.

Fatalerweise aber waren die Parther nicht nur reich, sondern auch hinterhältig. Statt sich dem Feind zu stellen, zogen sie es vor, von Pferden aus Pfeile zu schießen und sich währenddessen ständig vor und zurück und im Kreis zu bewegen. Die schwerfälligen, unter ihrer Rüstung schwitzenden Eindringlinge waren dieser weibischen Taktik hilflos ausgeliefert. Im Jahr 53 v. Chr. wurden sie in einer glutheißen Ebene vor der mesopotamischen Grenzstadt Carrhae in eine Falle gelockt, und Crassus und dreißigtausend seiner Männer wurden niedergemacht. Die Adler, die silbernen Nachbildungen des heiligen Vogels des Jupiter, die jeder Legion als Symbol und Standarte dienten, fielen in die Hände der Feinde. Zusammen mit dem Kopf des Crassus endeten sie als Trophäen am parthischen Hof. Es stellte sich heraus, dass nicht immer derjenige, der wagte, auch gewann.

Für Rom war der Schaden, den die Niederlage bei Carrhae nach sich zog, gravierender, als es zunächst den Anschein hatte. Der Schlag erschütterte die Stabilität der gesamten Republik. Crassus war nicht mehr da, das Feld der Akteure im großen Spiel um die römische Politik war in einem heiklen Augenblick geschrumpft. Die Konservativen – entschlossen, das Funktionsgefüge des Staats und seiner Traditionen aufrechtzuerhalten – waren nicht die Einzigen,

die sich von der Strahlkraft der Leistungen Caesars bedroht fühlten. Dem überlebenden Partner aus dem Triumvirat, Pompeius dem Großen, ging es nicht anders. Caesar und seine Feinde in Rom rangen mit zunehmender Verzweiflung um einen Vorsprung, und damit befanden sie sich in direktem Wettbewerb um die Unterstützung des Princeps. Das schmeichelte zwar einerseits der Eitelkeit des großen Mannes, doch er fühlte sich auch auf subtile Weise herabgesetzt. Caesar oder seine Feinde – die Rahmenbedingungen der schwierigsten Wahl, die Pompeius je treffen musste, wurden ihm von seinem ehemaligen Juniorpartner diktiert. Von daher war der Bruch zwischen den beiden Männern möglicherweise vorprogrammiert. Im Dezember des Jahres 50 v. Chr., als sich einer der beiden Konsuln, die gerade im Amt waren, zur Villa des Pompeius außerhalb Roms begab, ihm ein Schwert überreichte und ihm auftrug, das Schwert gegen Caesar zu richten, um die Republik zu verteidigen, da antwortete Pompeius, er werde der Aufforderung nachkommen – »wenn sich kein anderer Ausweg finden lässt.«²¹ Es gab keinen anderen Ausweg. Als Caesar vor die Wahl gestellt wurde, sich entweder dem Gesetz zu unterwerfen und seinen Oberbefehl abzugeben, oder an seiner *auctoritas* festzuhalten und damit einen Bürgerkrieg zu entfesseln, musste er nicht lang überlegen. Die Zurückhaltung eines Scipio war nicht seine Sache. Am 10. Januar des Jahres 49 v. Chr. überschritt er mit einer seiner Legionen den Rubicon, einen schmalen Fluss, der die Grenze seiner Provinz zu Italia markierte. Der Würfel war gefallen. »Geteilt wurde das Reich mit dem Schwert: Das Schicksal eines mächtigen Volkes, das das Meer, die Erdteile, den ganzen Erdkreis besitzt: Zwei fasste es nicht.«²²

Hoffnung auf einen Helden

Mit seinem Talent zum Töten hatte sich das römische Volk seine Vormachtstellung erkämpft, aber nun richtete sich dieses Talent gegen das römische Volk selbst. Legion kämpfte gegen Legion, »und die Welt triefte von Wunden.«²³ Der Krieg, den Caesar mit seiner Überschreitung des Rubicon entfesselt hatte, sollte sich mehr als vier Jahre vom einen Ende des Mittelmeers bis zum anderen hinziehen. Nicht einmal die Niederlage des Pompeius in einer Feldschlacht und seine anschließende Enthauptung, während er vor seinem siegreichen Rivalen auf der Flucht war, machte dem Konflikt ein Ende. Von Afrika bis Spanien war kein Ende des Tötens absehbar. Pompeius, dessen »mächtiger Rumpf

ohne Kopf am Ufer zurückgelassen wurde«,²⁴ war lediglich das prominenteste Opfer unter den Heerscharen von Männern, die im Staub fremder Länder starben.

Das Vermächtnis von Tradition und Gesetz, welches vormals das römische Volk in einer gemeinsamen Zielsetzung vereint hatte, bedeutete den Soldaten rein gar nichts mehr. Sie erwarteten ihren Lohn nicht mehr von irgendwelchen alten, überkommenen Vorstellungen vom Gemeinwohl, sondern von dem Befehlshaber, der ihnen voranritt. Gefangene wurden von Mauern gestoßen oder bekamen die Hände abgehackt. Die Leichen gerade abgeschlachteter Römer wurden von anderen Römern benutzt, um Schutzwälle zu bauen. Als wären sie nichts weiter als irgendwelche barbarischen Gallier, steckten Legionäre die Köpfe ihrer Landsleute auf Spieße. Wie nur hatten die bürgerschaftlichen Bande so verkommen können?

Dass rivalisierende Wolfsmeuten sich gegenseitig bekämpften, vermochte diejenigen, auf deren Gebiet sie knurrend und zähnefletschend übereinander herfielen, nicht sonderlich zu überraschen. Die Bewohner der römischen Provinzen machten sich schon seit Langem ihren eigenen Reim auf die Ursprünge ihrer Herren. Sie wussten besser als die Erben des Romulus, was es bedeutete, von einer Wölfin gesäugt worden zu sein. Geschichten, die für das römische Volk immer ein Grund zum Stolz gewesen waren, erschienen in den Augen der Eroberten in einem ganz anderen Licht. Zunehmend hatte eine feindselige Unterströmung die Ursprungstraditionen Roms ausgehöhlt. Es hieß, Romulus habe, als er auf dem Palatin stand, nicht Adler, sondern Geier gesehen, die unterwegs waren, um sich an verwesenden Leichen gütlich zu tun; die ersten Römer seien »Barbaren und Landstreicher« gewesen;²⁵ Remus habe sich nicht selbstlos zum Wohle der Stadt geopfert, im Gegenteil, er sei von seinem Bruder ermordet worden. »Was für ein Volk sind also die Römer?«²⁶ Wer die Römer hasste und fürchtete, stellte sich diese Frage schon lange, und nun konnten sie auch die Römer selbst nicht länger mit dem üblichen Selbstbewusstsein beantworten. Konnte es sein, dass ihre Feinde recht hatten? Was, wenn Romulus seinen Bruder wirklich ermordet hatte? Was, wenn es das Schicksal des römischen Volkes war, die Ursünde seines Gründers zu wiederholen, und zwar so lange, bis der Zorn der Götter besänftigt und die Welt im Blut ertrunken war?

Brudermord war ja nun wirklich kein Verbrechen, das man einfach so abtun konnte. Selbst Soldaten, die von jahrelangem Kämpfen verroht waren, wussten das. Im Frühjahr 45 v. Chr., als Caesar über die Ebenen Südspaniens vormar-

schierte, um gegen die letzten Truppen anzutreten, die sich ihm noch entgegenstellten, nahmen seine Männer einen Mann aus den feindlichen Reihen gefangen. Der Gefangene, so stellte sich heraus, hatte seinen Bruder erschlagen. Die Soldaten waren von diesem Verbrechen derart abgestoßen, dass sie ihn mit Stöcken totprügelten. Einen Tag später errang Caesar einen nun endlich definitiven Sieg und richtete dabei ein solches Gemetzel an, dass dreißigtausend seiner Mitbürger als Futter für die Fliegen auf dem Schlachtfeld zurückblieben.

Der Rom zugefügte Schaden ließ sich allerdings nicht nur an den Zahlen der Gefallenen bemessen. Auch die lebenswichtigen Organe des Staats waren nachhaltig beschädigt. Caesar selbst, der seine Größe nicht zuletzt seinem völlig unsentimentalen Charakter verdankte, sah das deutlicher als alle anderen. Die Republik, so schnaubte er einmal in einem Moment der Unachtsamkeit, sei »ein bloßer Name ohne Körper und greifbare Gestalt«. ²⁷ Aber obwohl er sich zum unangefochtenen Herrn über die römische Welt erhoben hatte, musste er doch eine gewisse Vorsicht walten lassen. Er durfte die Empfindlichkeiten seiner Mitbürger nicht einfach ignorieren. In den verheerenden Stürmen dieser Jahre klammerten sich viele an die Sicherheiten, die ihnen ihr Vermächtnis bot, wie Ertrinkende an Treibgut.

Nach seiner Rückkehr von den Schlachtfeldern Spaniens beschloss Caesar, das Problem mit Geld zu lösen. Er umwarb das Volk von Rom mit spektakulären Darbietungen und mit der Verheißung, gewaltige Bauprojekte umzusetzen. Er veranstaltete öffentliche Festivitäten, bei denen Tausende und Abertausende von Bürgern fürstlich bewirtet wurden; ein Tross Elefanten mit brennenden Fackeln auf dem Rücken trottete durch die Nacht; Pläne zur Umleitung des Tibers wurden ausgearbeitet. Gleichzeitig bemühte Caesar sich im Senat – einem vergleichsweise schwierigeren Rahmen – mit überdeutlicher Zurschaustellung seiner Versöhnungsbereitschaft um die Beschwichtigung seiner Feinde. Seine Bereitschaft, seinen Gegnern zu verzeihen, sie bei der Bemühung um Magistratsposten zu unterstützen und ihnen durch die Verleihung militärischer Aufgaben zu schmeicheln, versetzte selbst seine erbittertesten Feinde in Erstaunen. Gnädig ordnete er an, eben jene Pompeius-Statuen, die seine Partisanen gestürzt und zerschmettert hatten, wieder aufzurichten.

Allerdings war dieser zur Schau gestellten Milde mehr als nur eine Prise dessen beigemischt, was ihm so viele seiner Senatskollegen verübelten und weshalb sie ihn hassten. Er mochte noch so gnädig sein – letztlich aber war Gnade

eigentlich die Tugend eines Herrschers. Und Caesar sah keinerlei Veranlassung, sich für sein herrisches Verhalten zu rechtfertigen. Durchdringende Intelligenz verband sich mit den Gewohnheiten, die sich in langen Jahren des Erfolgs und seiner Stellung als Befehlshaber herausgebildet hatten. Daher stand für ihn fest, dass er ganz allein die Lösung für eine Situation kannte, die allen anderen eine unlösbare Krise zu sein schien. In den Traditionen der Republik spielte die Überzeugung eine wichtige Rolle, dass nicht ein einziger Bürger die ständige Vorherrschaft über seine Mitbürger innehaben sollte. Diese Traditionen waren natürlich mit Caesars Haltung kaum in Einklang zu bringen. Caesar hatte sich die Herrschaft über Rom nicht angeeignet, um sie dann mit Männern zu teilen, die er verachtete. Um also zu verschleiern, was andernfalls womöglich wie nackter Despotismus ausgesehen hätte, tat er, was römische Politiker, ganz gleich wie radikal oder kühn sie waren, immer taten, wenn sie vor einer Herausforderung standen: Er blickte zurück in die Vergangenheit. Dort vermoderte in der Rumpelkammer der Republik ein Präzedenzfall, der für Caesars Bedürfnisse geradezu maßgeschneidert schien. Faktisch existierte nämlich bereits eine Regelung, die es einem einzelnen Bürger erlaubte, während einer Krisenzeit höchste Autorität über das römische Volk auszuüben. Das Amt trug die Bezeichnung *Diktator*. Dieser Titel nun war es, den Caesar vom Staub der Jahrhunderte befreite. Lediglich eine Anpassung musste noch vorgenommen werden, um die Diktatur seinen Bedürfnissen anzupassen. Der alte Vorbehalt, wonach kein Bürger länger als sechs Monate mit diesem Amt betraut werden durfte, musste natürlich wegfallen. Schon bevor er nach Spanien aufbrach, war Caesar daher das Amt für zehn Jahre anvertraut worden. Anfang Februar 44 legte er noch einmal nach: Mit einer Anordnung des Senats wurde er zum »Diktator auf Lebenszeit« ernannt.

Für Bürger, die hofften, dass die alten Tugenden ihres Volks erneuert und die Wunden des Bürgerkriegs geheilt würden, war das ein unheilswangerer, furchterregender Augenblick. Caesars neues Amt mochte zweckmäßig sein – aber genau dieser Umstand machte es auch so verdächtig. Nicht nur die Standesgenossen des Diktators, deren Aussicht, die obersten politischen Ebenen zu erklimmen, nun definitiv bis zu dem Zeitpunkt, da Caesar sterben würde oder abgesetzt wurde, blockiert waren – nicht nur sie empfanden die neue Regelung als ungut. Denen, die durch die schrecklichen Ereignisse in ihrer Stadt verstört und verunsichert waren, ging es nicht anders. Eine unbefristete Diktatur ließ auf eine unbefristete Krise schließen. »Das römische Volk, das nach dem Willen

der unsterblichen Götter die Welt beherrschen sollte, versklavt? Unmöglich!«²⁸ Aber es war ja offenbar doch möglich. Die Gunst der Götter gab es nicht mehr. Die goldenen Ketten, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verbanden, waren offensichtlich gesprengt. Die Vorsehung, die Rom groß gemacht hatte, schien plötzlich substanzlos und trügerisch, und die Stadt selbst, der Sitz des Imperiums, war herabgewürdigt. Eine unbefristete Diktatur beraubte das römische Volk dessen, was es für sein Geburtsrecht gehalten hatte, seit Romulus erstmals auf den Palatin gestiegen war: Selbstvertrauen.

Vielleicht war sogar Caesar selbst nicht ganz frei von gewissen Sorgen. Ganz gleich, wie verächtlich er mittlerweile auf die Republik und ihre Traditionen herabsah – die Aura des Wundersamen, die seine Stadt umgab, nahm er durchaus noch ernst. Jenseits des Senatsgebäudes und des Forums mit seinen dicht gedrängten Bauwerken, um die stets ein quirliges Durcheinander herrschte, hatte er die in Gallien geplünderten Reichtümer dafür genutzt, ein schickes zweites Forum zu bauen, und hier, im Zentrum des brandneuen Stadtviertels, hatte er ein Tor in die grandiose Vorgeschichte Roms geöffnet. Ein ganz mit schimmerndem Marmor verkleideter Tempel transportierte die glänzende Vergangenheit und ihre unvergesslichen Nachklänge in die Gegenwart. Einst, in der Zeit vor der Republik, vor der Monarchie, ja sogar noch vor Remus und Romulus hatte es einen trojanischen Prinzen gegeben, und dieser trojanische Prinz war der Sohn der Venus, der Göttin der Liebe. Aeneas war, wie es sich für einen Mann mit dem Blut der Unsterblichen in den Adern gehörte, von den Göttern für ein wahrhaft überwältigendes Schicksal auserwählt. Als Troja nach zehnjähriger Belagerung schließlich von den Griechen eingenommen wurde und in Flammen aufging, konnte Aeneas das nicht entmutigen. Er lud sich seinen alten Vater, den ehemaligen Liebhaber der Venus, auf die Schultern, und gemeinsam mit einer Gruppe weiterer Flüchtlinge entkam er der brennenden Stadt. Später, nach zahlreichen Abenteuern, landeten er und sein Trupp trojanischer Abenteurer an der Küste Italias. Hier schlug er neue Wurzeln. Und von besagtem Aeneas stammte die Mutter von Remus und Romulus ab. Das hieß, auch die Römer durften sich als seine Nachkommen verstehen – als »Aeneaden«.²⁹ Caesars neuer Tempel, welcher der göttlichen Mutter des trojanischen Prinzen geweiht war, bot nun seinen bedrängten, demoralisierten Landsleuten eine Gelegenheit, sich ihrer vortrefflichen Abstammung zu versichern.

Aber es steckte noch mehr dahinter. Nach Caesars Meinung war Venus in doppelter Hinsicht seine Ahnin – seine *genetrix*. Die Julier, Caesars Familie,

sahen sich als ihre unmittelbaren Nachkommen. Der Name vom Sohn des Aeneas, so wussten sie, war Julius gewesen: ein genealogisches Detail, das die Julier, wie nicht anders zu erwarten, für entscheidend hielten. Andere waren da nicht ganz so sicher. Selbst diejenigen, die es nicht offen in Frage stellten, neigten eher zu Skepsis. »Wie will man denn nach so langer Zeit wissen, was wirklich geschah?«³⁰ Caesar selbst ließ sich natürlich, was seinen Tempel der Venus Genetrix betraf, auf keine Diskussionen ein. Die Römer waren ein erwähltes Volk – und er war der Römer par excellence.

Dass Caesar in der Tat ein Mann war, dessen Geist »niemals mit dieser Enge, die die Natur uns zum Leben gab, zufrieden war«,³¹ und dessen ungeheuerliche Energien eine fast göttliche Kraft verrieten, das war eine so selbstverständliche Wahrheit, dass nicht einmal seine erbittertsten Feinde sie abstreiten konnten. Der Tempel für Venus Genetrix war nicht nur ein Spiegel für Caesar selbst, er erinnerte auch an das längst vergangene Zeitalter, als Götter mit Menschen schliefen, und ließ somit die Grenze zwischen Sterblichen und Unsterblichen auf gespenstische Weise verschwimmen. Ging man auf die Stufen zu, stand unweit zweier ständig plätschernder Brunnen die Bronzestatue von Caesar zu Pferd.* Dieses bemerkenswerte Tier, dessen Vorderhufe gespalten waren wie Menschenhände, ließ sich nur von einem echten Helden besteigen – und natürlich »hatte es sich geweigert, je einen anderen auf sich reiten zu lassen.«³²

Im schattigen Innern des Tempels wurde der Besucher an eine weitere glänzende Episode in Caesars Werdegang erinnert. Im Jahr 48, mitten im Bürgerkrieg, war er der Herrscherin der einzigen griechischen Monarchie begegnet, der die Republik noch gestattete, in formaler – wenn auch nicht faktischer – Unabhängigkeit zu leben: Kleopatra, der Königin von Ägypten. Caesar, der einem geschenkten Gaul prinzipiell nicht ins Maul schaute, hatte sie unverzüglich geschwängert. Diese Glanzleistung hatte bei seinen Gegnern nicht enden wollendes laszives Gekicher ausgelöst, doch nun rückte sie der Tempel in ihr wahres, glorreiches Licht, denn die Statue der Göttin Venus Genetrix teilte sich den ihr geweihten Tempel mit einer vergoldeten Bronzestatue von Kleopatra. Was für Aeneas, den Vater des römischen Volkes, gegolten hatte – der in einem Zeitalter großer Kriege und untergehender Nationen gelebt hatte, in dem es völlig normal war, dass Helden mit Königinnen das Lager teilten –, das, so

* Ursprünglich handelte es sich um ein Reiterdenkmal von Alexander. Caesar hatte es von Griechenland nach Rom bringen und Alexanders Kopf durch seinen ersetzen lassen.

sollte hier deutlich werden, galt auch für die Zeitgenossen Caesars. Caesar war ein Diktator – aber er nahm noch einen höheren Rang ein. Dass er sich abschätzig über die Republik äußerte, entfremdete ihn der Vergangenheit nicht, sondern rückte ihn seiner Meinung nach nur noch stärker in die Nähe seiner ehrwürdigen Vorbilder. Es bestätigte ihn als einen Helden des antiken Epos.

Am 15. Februar, wenige Tage nach Caesars Ernennung zum »Diktator auf Lebenszeit«, bot sich die perfekte Gelegenheit, dieses angemäzte Selbstbild auf die Probe zu stellen. Es handelte sich um ein bedeutsames, sowohl freudiges als auch schicksalsträchtiges Datum. Dieser Feiertag, adrenalineladen wie kein anderer im römischen Kalender, wurde auch von den Toten begangen, die, so wusste man, das Fest feierten, indem sie aus ihren Gräbern aufstanden und durch die Straßen zogen. Früh schon sammelten sich die Massen. Die Leute zogen über das Forum oder kamen am anderen Ende des Palatin zusammen, unterhalb der Grotte, wo Remus und Romulus vor langer, langer Zeit von der Wölfin gesäugt worden waren: dem »Lupercal«.^{*} In der Mündung der Grotte, unterhalb der Zweige des heiligen Feigenbaums, standen Männer mit eingöhlten Körpern, die *Luperci*, nackt bis auf einen Lendenschurz aus Ziegenfell, frierend im kalten Winterwind. Ebenfalls aus Ziegenfell waren die Riemen, die sie in ihren Händen hielten und die die Frauen in der Menge, von denen viele bis zur Hüfte entkleidet waren, unweigerlich zum Erröten brachten, wenn sie in ihre Richtung geschwungen wurden.

Natürlich musste man bestimmte körperliche Voraussetzungen mitbringen, um im Lendenschurz aufzutreten – zumal im Februar. Die meisten Männer waren daher auch blutjung. Aber nicht alle. Einer der *Luperci* war fast vierzig – und nichts weniger als ein Konsul. Der Anblick eines Magistrats des römischen Volkes, »nackt, gesalbt und betrunken«,³³ war natürlich ein Skandal für all jene, die sich um die Würde der Republik sorgten. Nicht, dass das den Konsul sonderlich gestört hätte. Marcus Antonius hatte schon immer seine Freude daran gehabt, den Konservativen eine Nase zu drehen. Er war trotz seines fortgeschrittenen Alters noch attraktiv und ein Freund des guten Lebens. Und, was noch wichtiger war, er hatte ein geübtes Auge für Gewinner. Antonius hatte Caesar in Gallien und während des Bürgerkriegs so gut gedient, dass er sich den Rang eines Oberbefehlshabers des Diktators erworben hatte. Nun war er

* Varro, der gelehrteste aller römischen Gelehrten, erklärte, die Wölfin sei gleichzusetzen mit einer Göttin namens Luperca. Im Lateinischen bedeutet »lupa pepercit« »die Wölfin verschonte sie«.

im Begriff, ihm einen weiteren Dienst zu erweisen. Antonius wusste, dass auf der anderen Seite des Palatins Caesar auf einem goldenen Thron auf dem Forum wartete. Höchste Zeit also. Alles war bereit. Man hatte Ziegen geopfert und einen Hund. Ihr Blut war zwei jungen Knaben auf die Stirn gestrichen und sofort wieder abgewischt worden; die beiden Knaben waren wie vorgeschrieben in wildes Gelächter ausgebrochen. Zeit zum Aufbruch. Die Lupercalien konnten beginnen.

Die Männer in ihren knappen Lendenschurzen schwärmten vom Lupercal aus und begannen ihren Lauf um den Palatin. Auf dieser Strecke tauchten sie tief in die Mysterien der Vergangenheit ihrer Stadt ein. Im Vorüberlaufen schlugen sie die halbnackten Frauen mit ihren Peitschen aus Ziegenhautriemen so stark, dass Blut aus den Striemen hervortrat. Damit zollten die *Luperci* einem Orakel Tribut, das vor zwei Jahrhunderten offenbart hatte: »Die heilige Ziege muss in die Mütter Italias eindringen.«³⁴ Geschah das nicht, endete jede Schwangerschaft unweigerlich mit einer Fehlgeburt. Deshalb nahmen die Frauen die Peitschenhiebe während der Lupercalien gerne hin. Besser, die Ziegenriemen in die Haut eindringen zu lassen, als von einem Bock anderer Art penetriert zu werden.

Doch die Ursprünge der Lupercalien waren noch weitaus älter als das Orakel. Wenn die *Luperci* bei ihrem Lauf das Forum erreichten, kamen sie zu einem zweiten Feigenbaum, der das politische Nervenzentrum der Stadt markierte, den offenen Platz, auf dem sich das römische Volk traditionellerweise versammelte: das *Comitium*. Hier stand das Senatsgebäude; und hier war bei der Gründung der Republik erstmals die Rednertribüne – die *Rostra* – aufgebaut worden. Schon damals war das Comitium sagenhaft alt gewesen. Einige behaupteten, der Feigenbaum neben der Rostra sei eben jener Baum, unter dem Remus und Romulus von der Wölfin gesäugt worden waren, und er sei damals, zur Zeit der Könige, von einem Wundertäter vom Palatin hierher verpflanzt worden. Dieses erzählerische Durcheinander war aufschlussreich. Die Erinnerungen der Römer an ihre Vergangenheit steckten voller Widersprüche. Nun, da die *Luperci* mit ihren Ziegenlederpeitschen von einem Feigenbaum zum anderen rannten, wurden diese Widersprüche auf packende Weise veranschaulicht. An einem Tag, da sich das Menschliche mit dem Wölfischen vermischte, das Fleischliche mit dem Übernatürlichen, das angstgepeinigte Rom unter Caesars Diktatur mit der Phantomstadt der Könige – wer mochte da vorhersagen, was noch alles passieren konnte?